

White Sands

Dietmar Dath am 20.09.2005 in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung

Sehr gern erzählt Kelsey aus Roswell, die gewissermaßen ehrenhalber häufig Fremde in White Sands herumführt, die kleine Geschichte von dem blinden Mädchen im Auto. Denn in diesem winzigen Stückchen moderner Folklore, das zu erzählen kaum eine der Broschüren, Faltblätter und Monographien versäumt, die von White Sands handeln, ist emblematisch versinnbildlicht und blitzartig erhellt, worum es an diesem Ort geht: um das Erschrecken darüber, was passiert, wenn Menschen es mit dem reinen, amoralischen Gleißeln im Innersten der Natur aufnehmen. Das blinde Mädchen, eine Studentin, ließ sich an jenem 16. Juli 1945 um fünf Uhr, 29 Minuten und 45 Sekunden morgens amerikanischer „Mountain War Time“ in Socorro, New Mexico, mit dem Auto zur Universität fahren, als eine unvorhersehbare Sinneserfahrung ihm einen Satz entlockte, der zum geflügelten Wort werden sollte: „Was war denn das für ein grelles Licht?“

Sehende Menschen bis in die benachbarten Staaten Texas und Arizona hat jener Blitz verblüfft und geängstigt, den die „Trinity“-Experimente freisetzten, die ersten Atombombentests. Ihre Kameras, Seismographen und Detektoren wiesen Befunde aus, mit denen die Experimentatoren sehr zufrieden sein konnten: „Die meisten Versuche liefen ab wie erwartet. Allerdings erbrachten nicht alle nützliche Daten, weil die Größenordnung der Ergebnisse die Erwartungen beinahe um das Dreifache übertraf. Die Geräte, welche die Sprengwirkung verzeichneten, funktionierten sehr gut, aber die meisten der Vorrichtungen zur Messung der Gammastrahlung wurden vom Strahlungsdruck überfordert, der viel größer ausfiel als erwartet. Das lag daran, daß Hochrechnungen auf der Basis chemischer Explosivstoffe ungenau gewesen waren (weil chemische Sprengstoffe einen größeren Anteil ihrer freigesetzten Gesamtenergie in die Druckwelle werfen, während nukleare Bomben weniger in den Druck und mehr in Hitzestrahlung und einen kleineren Betrag überdies in Neutronen, Gammastrahlen und Spaltprodukte abführen). So steht es sachlich genug in der 1993 erschienenen Standardstudie „Critical Assembly: A Technical History of Los Alamos During the Oppenheimer Years, 1943-45“ von Lillian Hoddeson und anderen.

Wer von Roswell aus mit dem Auto zum White Sands National Monument fährt, bereist einen Lehrpfad offizieller wie verborgener Geschichte. Das Vierzigtausend-Seelen-Nest nordöstlich vom Atomtestgelände war nicht allein Stützpunkt des ersten nuklearen Bombergeschwaders der

Welt, sondern auch Schauplatz eines bis heute umstrittenen Zwischenfalls im Juli 1947, drei Jahre nach „Trinity“, als irgend etwas – ein Wetterballon? Ein flugfähiger Apparat zur Überwachung sowjetischer waffentechnischer Fortschritte? Ein Raumschiff aus dem Weltraum? – auf das Grundstück eines Ranchers namens Mac Brazel hinunterfiel. Dieser „Roswell Incident“ beschäftigt spätestens seit den siebziger Jahren, als fleißige Hersteller spekulativ unterfütterter Nachrichten und Legenden aus den Reihen der damals besonders schnell wachsenden Ufo-Gemeinde einige bis dahin verschwiegene Augenzeugen dazu überreden konnten, ihre Erinnerungen protokollieren zu lassen, sowohl ernsthafte wie exzentrische Leute – Flugingenieure, interne Ermittler der Air Force und Physiker, aber auch Esoteriker – auf beiden Seiten der Glaubensschanke.

Nicht wenige dieser Wahrheitssucher berücksichtigen die geographische Nähe von White Sands zur Absturzstelle im Norden von Roswell bei der Aufstellung ihrer Theorien. Die spektakulärste und gruseligste aus jüngerer Zeit, enthalten in Nick Redferns im Frühjahr 2005 erschienenem Buch „Body Snatchers in the Desert – The Horrible Truth at the Heart of the Roswell Story“, behauptet unter Berufung auf nicht immer ganz astreine und manchmal evident trübe Quellen, es habe sich bei dem damals vom Himmel gefallenen Ding um den Prototyp eines neuen Flugzeugs für die höheren Atmosphärenschichten und bei den seinerzeit von einigen Zeugen angeblich gesehenen außerirdischen Leichen um deformierte, grausamen Beschleunigungs- und Strahlungsexperimenten ausgesetzte japanische Kriegsgefangene gehandelt.

Kelsey, die freiberufliche und meist unbezahlte White-Sands-Fremdenführerin aus Roswell, gehört zu der nicht völlig winzigen Minderheit von Ortsansässigen, denen der 1947-Komplex, aus dem inzwischen eine ganze Unterhaltungsindustrie erblüht ist, zur Lebensaufgabe wurde. Sie ist zwar hauptberuflich Hausfrau und demnächst auch Mutter, aber das füllt sie nicht aus, also engagiert sie sich in einem der zahlreichen, mit viel Enthusiasmus und Opferbereitschaft betriebenen Netzwerke mit Namen wie „Nicap“, „Mufon“ und „Cufon“, deren Mitglieder sich dem Sammeln und Auswerten von Ufo-Meldungen und Hintergrunddaten widmen.

Wenn sie ihre Gäste – Gleichgesinnte, Publizisten, Filmleute – nach White Sands bringt, weist sie während der etwa dreistündigen Fahrt nach Südwesten auf die nach Themen wie „Ritterburg“ oder „Europäisches Palais“ zurechtbombastisierten Spielcasinos von Ruidos hin: „Hier verbringen brave christliche Bible-Belt-Familienväter ihre Freitagabende oder Wochenenden auf angeblichen Dienstreisen – und uns, die Ufo-

Forscher, nennt man unseriös!“ Im Mescalero-Apachenreservat warnt ein heideggerianisches Schild im äußerst unamtlich zarten Konjunktiv: „Gusty Winds May Exist“ – meiden Sie die Holzwege. Vor dem Bureau of Indian Affairs, Forestry-Abteilung, trotteln stolze Pferde herum, „links ein Baum, rechts eine Bäumin“ (Heinz Erhardt), dann klafft unversehens ein Spalt zwischen den Bergen, öffnet sich rasch immer weiter, und man staunt wie seinerzeit das blinde Mädchen in Socorro: Vor den fernen großen Steintischen der Götter glänzt ein eisig reiner Streifen aus purem Platin in der versteppten Ebene – White Sands, blendendes Meer unterm Knallblauen, im Herzen der Heimat von Adlern und Indianern.

„Was ist das da rechts?“ – „Pistazienbäume“, sagt Kelsey und überläßt dem stummen Zeugnis der Felsen die Behauptung, mehr Freiheit könne der Mensch wohl nirgends finden als in dieser Landschaft, die nur von einer auf ein Billboard gemalten Warnung dementiert wird, möglichst keine Anhalter mitzunehmen, weil es in der Nähe eine Strafanstalt gibt, Sie verstehen schon...

Wenn man die vergleichsweise engen und gestauchten Erhabenheitsmaßstäbe europäischer Naturwunder, etwa der Alpen, gewohnt ist, kann einen schon irritieren, daß man das Erstaunliche, zu dem man will, schon seit Stunden sehen, aber noch lange nicht betreten kann. Endlich erreicht man die letzte südliche Wendung, left lane, El Paso 54, Luftspiegelungen auf dem Asphalt blinzeln wie daheim auf der Autobahn im Sommer, Palmen vor dem Möbelhaus setzen Anführungszeichen um das Wort „Tourismus“. Wir passieren Alamogordo, Luftglühen steht uns im Gesicht.

Auf dem Rastplatz beim Besucherzentrum zum im April 1934 eingeweihten White Sands National Monument, einer schmalen Straße mitten in die knochenweiße Wüste mit ihren Salzbüschen und Klapperschlangen, Landebahnen für Tarnkappenbomber und Space Shuttles und sonstigen Arealen des White Sands Proving Ground, auf dem auch Partner aus der Wirtschaft gegen Gebühr Experimente veranstalten dürfen, stehen Autos aus einem halben Dutzend Ländern. Bei den Toiletten macht sich ein offensichtlich betrunkenener, fettiger Biker in schwarzem Leder und mit ordentlichem Sonnenbrand auf Gesicht, Schultern und Armen über ein paar knipswütige asiatische Touristen lustig, so daß das anwesende Personal peinlich berührt zusammenzuckt: „Japaner! Man sollte meinen, denen reicht es mit Atombomben, aber manche kriegen halt nie genug! Hurra für die Japaner, Kamikaze!“ Eine Frau aus der asiatischen Gruppe erteilt ihm stumm die gebührende Antwort: Sie fotografiert ihn.

Wir fahren an die Absperrung, es kostet drei Dollar Eintritt pro Person, sich zwischen die Dünen zu wagen. Man kann auch eine Jahreskarte kaufen für vierzig Dollar. Wellen um Wellen aus feinem gipsernem Staub passieren wir, wenige Gewächse dazwischen, alles ist Kristall, Asche zu Asche, Ablagerungen aus Tausenden von Jahren – ach was, Tausenden: Kelsey weiß und erzählt vom flachen Binnenmeer, das hier vor 240 Millionen Jahren glitzerte und von der gigantischen Gipskuppel, die sich zur Entstehungszeit der Rocky Mountains vor siebzig Millionen Jahren aus der von diesem Meer zurückgelassenen Ebene erhob und dann vor zehn Millionen Jahren kollabierte, um das offene Weiß zurückzulassen, das uns jetzt empfängt. Wir parken neben einer Düne. Kelsey steigt mit hinauf, bis man das schönste Nichts der Welt von oben sieht, zu allen Seiten, in Erwartung blauer und violetter Schatten, da es langsam Abend wird.

Auf dem Wellenkamm sagt die Fremdenführerin ruhig, was sie hier sicher schon öfter gesagt hat: „Gehen Sie schon. Laufen Sie herum, unter diesem Riesenhimmel.“ Sie wird, soll das heißen, noch hier sein, wenn man zurückkehrt. Ein sachter Wind kommt auf. Man muß ihm folgen, ins Innere des enormen bleichen Lakens, wo Glut und Tau, Feuchtigkeit und Trockenheit untereinander ausmachen, ob es so etwas wie Zeit überhaupt gibt.

Die Schönheit von White Sands ist die einer Generalpause in der Schöpfungsmusik; etwas durch und durch Historisches wird hier ausgerechnet von der scheinbar geschichtslosen Form „Urlandschaft“ ausgedrückt. Die in ihr versiegelte Zweideutigkeit ist im Wortsinn monumental: Wenn die langen, farbigen Schatten kommen, vergißt man, was man über die monströse Technik weiß, die hier ausprobiert wurde, und erinnert sich daran nur noch wie an ein Sintflutmärchen. So wie White Sands, sagt diese monumentale Zweideutigkeit, sieht entweder eine früher einmal fruchtbare Welt aus, die man mit hohem Aufwand an Wundern und Schrecken zusehends unbewohnbarer gemacht hat, oder aber ganz im Gegenteil ein einst lebensfeindlicher Planet, den intelligente Wesen mit harter Arbeit immerhin schon halb für sich erschlossen haben.

Die Richtung der weiteren Entwicklung ist von den Naturmerkmalen, die der Blick vorfindet, nicht hinreichend bestimmt: Verwüstung oder Landnahme?

Das alte Lichtland wartet geduldig darauf, daß jemand die Zeichen in es setzt, die den Ort entweder in Besitz nehmen oder endgültig beglaubigen, daß man ihn aufgegeben hat und weiterziehen mußte; vielleicht bis zu den Sternen.